

*Uta Maria Jürgens*

## **Menschen, Tiere: Individuen jenseits der Projektionen**

Zuschreiben, abbilden, hinaus- oder an eine Leinwand werfen, hineinverlegen, preisgeben – das sind einige der vielen Bedeutungsfacetten des Begriffs „projizieren“. Ebenso vielgestaltig durchwirken Projektionen das Mensch-Tier-Verhältnis, von unserer Wahrnehmung über das Zusammenleben mit Haustieren im Alltag bis hin zur Vergegenständlichung von Tieren in Wissenschaft und Kultur.

Menschen und Tiere – da denken wir vielleicht zunächst an uns und unsere Hunde, Katzen, Ratten, Wellensittiche. Projektionen – da kommt wahrscheinlich zunächst die Allgemeingut gewordene Freudsche Idee einer Übertragung eigener Gedanken und Gefühle auf andere in den Sinn. Oft sind Haustiere Mitglieder eines familiären Systems, so dass sie genau wie unsere Partner, Eltern, Kinder und Freunde mit unseren emotionalen Netzen verwoben sind. Wie diese können sie zu Trägern unserer geistigen Zustände werden. Träger unserer Gedanken und Gefühle werden unsere Tiere entweder, wie klassisch von der Psychoanalyse beschrieben, wenn wir ihnen *zuschreiben*, was uns umtreibt, um damit nicht allein zu sein oder es nicht an uns selbst kritisieren zu müssen: wenn etwa die alte Frau Scholz ihr Schoßhündchen dick und rund füttert, „... weil das Paulchen ja zu gerne nascht!“, so dass es für sie leichter zu ertragen ist, sich selbst nicht an den ärztlich verordneten Diätplan halten zu können.

Träger unserer Gedanken und Gefühle können tierische Gefährten aber auch werden, indem sie unsere seelischen Umtriebe spiegeln, weil sie mit uns in einer symbiotischen Beziehung stehen und davon abhängig sind. Geht es dem Frauchen schlecht, leidet auch der Hund. Schäumt sie über vor Energie, ist auch er aufgekratzt und wähnt, dass sogleich etwas

Aufregendes geschehen werde. Im Mensch-Tier-System vollzieht sich hier ein Projizieren im Sinne eines geistig-seelischen „Stöckchenholens“: Der Mensch *wirft* sein Empfinden *hinaus*, sein Tier apportiert, nimmt es auf und gibt es wi(e)der. Andersherum kann natürlich auch ein betrübter Katzenfreund im Angesicht seiner unbeschwert spielenden Kätzchen deren Fröhlichkeit aufnehmen, und sein Gemüt kann an der Liebe der ihm zugeneigten Geschöpfe genesen – wie auch in der tiergestützten Therapie (für eine umfängliche Betrachtung der Mensch-Haustier-Beziehung siehe Walsh 2009).

Solche Projektionen zwischen Mensch und Tier kennen wir alle, die wir mit Tieren leben. Ein Hineinverlegen menschlicher Empfindungen in Tiere geschieht aber auch auf kollektiver Ebene, wenn ganze Tierarten zu Symbolen werden, die als Projektionsträger kultureller menschlicher Empfindungen dienen. Die Mythen- und Fabelwelten sind bevölkert mit Tieren, die Vergegenwärtigung menschlicher Wesenszüge und Spiegel menschlicher Bilder sind. Einschlägig bekannt wurde „der Wolf“ als Symbol für das Böse: eine Projektion, die bis in die heutige mediale Berichterstattung und gesellschaftliche Diskussion über Wölfe hineinwirkt (z.B. Winter 2008).

Zumeist aber finden in unserer aufgeklärten Gesellschaft Projektionen noch subtiler statt, im Zuge derer ganzen Tiergruppen pauschale Attribute zugeschrieben werden: allgegenwärtig in unserer Alltagswahrnehmung von Tieren, die wir nicht persönlich kennen, und in der wissenschaftlichen Klassifikation – immer dann, wenn die Individualität des einzelnen Tiers zugunsten eines gesichtslosen Kollektivs „Tiere“ aus dem Blick gerät. Bereits in den Begriffen „Menschen“ und „Tiere“ sind Projektionen inbegriffen, denn diese Worte sind Abstraktionen. Wir gehen mit dem Konzept „Tier“ wie selbstverständlich um, und jeder weiß, was gemeint ist. Doch genau genommen sind diese Begriffe wie eine weiße Leinwand, die wir erst mit Leben erfüllen, wenn wir die Menschen und Tiere, die uns begegnen, verstehen. Begegnen können wir immer nur Einzelwesen (Hampe 2014): der Frau Helena Scholz, dem Terrier-Mischling Paul, dem Ahorn rechts der Einfahrt. Sortieren wir die Einzelwesen intuitiv in eine Verstandeskategorie „Frau“, „Hund“, „Baum“ oder wissenschaftlich nach Art, Gattung oder Familie, dann projizieren wir: Wir *bilden* Individuen auf eine Kategorie *ab*, ordnen Einzigartigem die allgemeine, d.h. allen Individuen der Art mutmaßlich gemeinsame, Essenz eines Kollektivs zu.

Die intuitive Zuordnung ist kraft der Beschaffenheit unseres Wahrnehmungssystems unwillkürlich und unausweichlich (Mausfeld 2005). Die wissenschaftliche Konzeptualisierung erweist sich in vielen Fällen

als praktisch und angemessen, um Aus- und Vorhersagen zu treffen, die für jene Kollektive gelten, etwa um in der Biologie Wissen über Arten zu sammeln und bestenfalls zum Nutzen von Individuen jener Arten anzuwenden. Aber wie bei einer mathematischen Projektion, durch die man ein mehrdimensionales Gebilde auf ein weniger dimensionales reduziert, droht man auch bei solchen Konzeptualisierungen in Alltag und Wissenschaft, Information und Tiefe zu verlieren, wenn man die Einzigartigkeit und damit auch den Wert des Individuums übersieht. Dass dies unmittelbare ethische Bedeutung hat, zeigt sich eindringlich, wenn anders herum ein einzelnes Tier aus einer anonymen Masse heraustritt und ein Gesicht bekommt: wenn etwa die Schweinedame „Esther the Wonderpig“ (Jenkins, Walter & Crane 2016) eine riesige Fangemeinde rund um den Globus vereint und allein durch ihr ureigenes (reichhaltig in den sozialen Medien dokumentiertes) Schwein-Sein ihre Follower derart verzaubert, dass viele von ihnen sich für ein veganes Leben entscheiden.

Wann immer wir also pauschal von „Schweinen“, „Hunden“, „Katzen“ oder „Wölfen“ sprechen, selbst, wenn wir ihnen anstatt amorpher Empfindungen wissenschaftliche „Fakten“ zuschreiben, die mutmaßlich für diese Kollektive als Ganze gelten, versündigen wir uns gewissermaßen an der Einzigartigkeit der Individuen, die diese Kollektive ausmachen. Denn kein anderes Schwein ist wie Esther. Viele Hunde haben ein ähnliches, aber nicht dasselbe Verhältnis zu ihrem Frauchen wie Paul zu Frau Scholz. Nicht alle Katzen sind indifferent gegenüber ihren „Dosenöffnern“. Wölfe sind so unterschiedlich wie der neugierige MT6 (alias „Kurti“; Sewig 2016) und die Goldenstedter Fähe, die geschickte Nutztierbeuterin, und die vielen namenlosen, die in den unterschiedlichsten Landschaften Deutschland jeweils so gut angepasst und unauffällig leben, dass wir ihnen keine Namen geben.

Wir, als Menschen, wollen als Individuen in unserer ureigenen Beschaffenheit gelten. Die gesellschaftliche Sicht auf Tiere beginnt sich dahingehend zu wandeln, dass auch Tierindividuen als Persönlichkeiten (Gentner 2016), ja gar als „Tierpersonen“ zu verstehen seien (Rowlands 2016; Jürgens 2014). Man traut sich zunehmend, „menschliche“ Eigenschaften von Tieren zu untersuchen und zu entdecken, anstatt diese Eigenschaftszuschreibungen pauschal als anthropomorphe Projektionen zu verstehen. Teil dieser Revision unseres Bildes von Tieren ist, sie für sich gelten zu lassen, sie nicht nur als Leinwände für unsere geistig-seelischen, symbolischen und wissenschaftlichen Projektionen zu gebrauchen. Denn diese „Leinwände“ sind keine Objekte, sind nicht blank. Sie leben und sie füllen sich selbst. Im Sinne einer weiteren Bedeutungsfacet-

te des Projizierens *geben* Tiere uns Teile ihrer Innenwelt *preis*. Aber Menschen sind gut darin, die Signale, die Tiere aussenden, durch Projektionen zu überlagern: etwa, wenn in Fortwirkung der vielzitierten cartesianischen Auffassung, Tiere seien Automaten, behauptet wird, eine Milchkuh vermisse nicht im eigentlichen Sinne ihr Kalb, und dieses habe kein wirkliches Verständnis davon, von seiner Mutter getrennt zu sein; das Muhen der beiden seien unwillkürliche Reaktionen. Wenn aber Projektionen, wie oben behauptet, untrennbar Teil von Erkenntnisprozessen sind, können wir dann tierische Gegenüber überhaupt erkennen, ohne sie zu *verkennen*?

Wenn wir mit Tieren sinnvoll interagieren wollen, dann bedeutet dies das Eintreten in eine wechselseitige Projektion. Das erfordert, dass wir, die Interaktionspartner, uns einander gegenseitig preisgeben. Der Schlüssel dazu, sich nicht in Projektionen zu verheddern, sondern einander wirklich zu begegnen, liegt in der Bereitschaft, sich auf ein filigranes Wechselspiel von Prozessen der Assimilation und Akkommodation einzulassen. Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget beschrieb Assimilation als den Anteil eines Erkenntnisprozesses, in dem sich ein Erkennender Informationen über die Außenwelt aneignet, d.h. in seine bestehenden Kategorien „einsortiert“. Akkommodation ist der Prozess, der anläuft, wenn sich eine Information nicht so einfach einsortieren lässt: Dann muss der Erkennende seine Kategorien anpassen, sich selbst also dergestalt verändern, dass er zu dem passt, was die Außenwelt ihm von sich preisgibt.

Bezogen auf die Begegnung und das gegenseitige Erkennen von Menschen und Tieren bedeutet das: Selbst wenn wir unwillkürlich und unabdingbar projizieren, sobald wir unseren erkennenden Geist in die Welt „hinauswerfen“, sind wir nicht dazu verdammt, fertige Bilder auf die anderen Wesen zu legen, die diese Welt mit uns teilen. Der erste Schritt zu einem wahrhaften Verstehen eines Gegenübers ist getan, wenn wir den anderen nicht als Vertreter eines Kollektivs, sondern als Einzelwesen (an)erkennen. Der zweite Schritt ist einzugestehen, dass wir projizieren und dazu tendieren, unsere eigene Innenwelt, unsere Erwartungen, unsere Wünsche, unser Vorwissen in andere hineinzulegen. Dies öffnet die Augen zu sehen, wo das Verhalten unseres tierischen Gegenübers jenem Bild von ihm, das wir mitbrachten, entspricht – wo wir also die von ihm ausgehenden Informationen an unser Verständnis assimilieren können. Ebenso werden wir aber aufmerksam für Hinsichten, in denen jenes Bild nicht angemessen ist, wo wir also unser Verständnis akkommodieren und das, was wir ihm zuschrieben, revidieren müssen. Anders als bei Begeg-

nungen zwischen zwei Menschen kann nicht verbal verhandelt werden, ob und wie man einander richtig versteht. Aber ein behutsames Versuchen, Prüfen und nötigenfalls ein Umgestalten des Bildes, das wir uns von einem Tierindividuum machen, kann ein „sprachloses“ Erstaunen ermöglichen, wenn wir die tatsächliche Beschaffenheit des Gegenüber erkennen.

Der dritte Schritt ist (an)zuerkennen, dass Tiere ihrerseits aktiv projizieren. Sie projizieren auf uns: Sie ordnen uns und unser Verhalten in die Termini ihres Verstehens ein. Sie schreiben uns im Rahmen ihres Verständnisses Perspektiven und Absichten zu. Sie richten ihre kommunikativen Intentionen auf die Gegenüber, als die sie uns erkennen (Jürgens 2016). Allerdings sind auch kognitiv befähigte, sogenannte „höhere“ Tiere nur im Rahmen ihrer sozialen Intuition fähig, von ihren Projektionen zurückzutreten. Umso offener müssen wir als menschliche Partner in einer Mensch-Tier-Begegnung sein, uns auf unser tierisches Gegenüber einzuschwingen. Dann kann die Begegnung zwischen Mensch und Tier, ganz gleich, ob sie sich im emotionalen Nahbereich von menschlichem und tierischem Gefährten oder im wildbiologischen Managementkontext vollzieht, als dynamisches, beidseitiges Projektionsgeschehen gelingen.

Projektionen vollziehen sich somit, wann und auf welche Weise auch immer Menschen Tieren begegnen. Tiere scheinen geradezu prädestiniert, unsere Projektionen anzuregen: Sie treten in unsere geistige Welt ein, erfordern, dass wir sie kognitiv und emotional bearbeiten, einordnen und verstehen. Da sie sich nicht in Worten äußern, ist es leicht, ihnen Projektionen überzustülpen und sie wie Objekte in die Schubfächer unseres hergebrachten Verständnisses zu assimilieren. Dagegen bedarf es eines dezidierten Willens zu geistiger Präsenz, um eine gelingende zwischenartliche Begegnung zweier Subjekte zu ermöglichen. Gelingt diese Präsenz aber, profitieren davon nicht nur die Mensch-Tier-Beziehungen, in denen wir stehen, sondern ebenso unsere zwischenmenschlichen Begegnungen, auf die sich der sensible Umgang mit Assimilation und Akkommodation, Annehmen und Geben, direkt und ganz ohne unzulässige Projektion übertragen lässt.

## **Literatur**

- Gentner, A. M. (2016). Die Typen aus dem Tierreich. GEO 2, 44-61.
- Hampe, M. (2014). Die Lehren der Philosophie – Eine Kritik. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Jenkins, S., Walter, D. & Crane, C. (2016). Esther the Wonderpig – Changing the World One Heart at a Time. New York: Grand Central Publishing.
- Jürgens, U. M. (2014). Compassionate Coexistence: Personizing the Land in Aldo Leopold's Land-Ethic. Journal of Evolution and Technology 24 (3).
- Jürgens, U. M. (2016). Begegnungen. Tierärztliche Umschau 6, 224-229.
- Mausfeld, R. (2005). Vom Sinn in den Sinnen. Wie kann ein biologisches System Bedeutung generieren? In: Norbert, E. & Gerd, L. (Hrsg.). ... sind eben alles Menschen – Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung. Göttingen: Wallstein, 47-79.
- Rowlands, M. (2016). Are Animals Persons? Animal Sentience 2016.101.
- Sewig, C. (2016, 10. Mai). Das Rätsel um den toten Wolf Kurti. DIE WELT.
- Winter, S. (2008). Das Rotkäppchen-Syndrom. Der Spiegel 43.

## **Zur Person**

Uta Maria Jürgens (31) studierte Psychologie, Ethologie und Umweltwissenschaften an der Christian-Albrechts-Universität Kiel und der Yale School of Forestry and Environmental Studies. Sie ist Doktorandin an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich und forscht über die Psycho-Logik des Verhältnisses des Menschen zu sogenannten „Problem“-Tieren. Das Projekt gewann den Forschungspreis der „Deutschen Wildtier Stiftung“ 2015. Weitere akademische Arbeitsfelder sind u.a. die Synaesthesie-/Ideasthesie-Forschung und die Philosophie des Geistes, besonders die Bedingungen artübergreifender Kommunikation. Uta Jürgens engagiert sich federführend in mehreren Projekten im Umwelt- und Tierschutz und widmet sich der Mitwelt auch belletristisch.

## **Korrespondenzadresse**

Uta Maria Jürgens  
Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft  
(WSL)  
Zürcherstrasse 111  
8903 Birmensdorf  
Schweiz  
E-Mail: juergens@wsl.ch  
URL: <http://www.wsl.ch/info/mitarbeitende/juergens>